



# Christ sein

## Zur Bedeutung von Hans Küngs Klassiker heute

Fast schon fünfzig Jahre sind vergangen seit 1974, dem Jahr, in dem der katholische Theologe Hans Küng sein Werk *Christ sein* veröffentlichte. Seitdem haben sich zwei Generationen an Gelehrten daran abgearbeitet, denn das Buch hat viel Beachtenswertes in sich – nicht nur für die Theologie, sondern für alle, die sich trauen, ihren Glauben ernsthaft in den Blick zu nehmen. *Johanna Rahner* ordnet das Werk für uns ein.

„Hans Küng versteht es, wie kein anderer seiner Kollegen, für Leben und Bewegung in Theologie und Kirche zu sorgen, und zwar von seinem ersten Betreten der theologischen Bühne an bis zum Eklat des Entzugs der Lehr-erlaubnis. ...“, so urteilt Medard Kehl<sup>1</sup>, und Jan-Heiner Tück sekundiert gut 35 Jahre später: „Hans Küng hat ein waches Sensorium für Zeitfragen und ein großes Talent der Vermittlung“. Dabei erfindet er seine Rückfragen nicht, sondern nimmt sie „als Unbehagen im Kirchenvolk wahr“ und macht sie „pointiert zugespitzt und in den Medien publik ... Es sind Probleme, die eine zeitsensible Theologie nicht ignorieren kann, Probleme überdies, die den schwelenden Modernitätskonflikt der katholischen Kirche anzeigen“<sup>2</sup>. Das gilt auch und gerade für den von ihm verfassten Klassiker *Christ sein*.

Die Reaktionen auf das 1974 erscheinende Buch, das eine große Breitenwirkung erzielt – das Buch ist innerhalb kurzer Zeit in mehreren Auflagen erschienen und in viele fremde Sprachen übersetzt worden – sind von Anfang an ambivalent, von euphorischer Begeisterung bis zur vernichtenden Kritik.

### Kritik allerorten

Den einen bleibt Küngs Suche nach einer Verkündigungssprache für die „großen Themen“ des Christentums, die das Buch in einer tour d’horizon

abschreitet – von den Humanismen über die Weltreligionen, die Frage nach der Existenz Gottes, die Zukunft der Religionen, Jesus Christus (Geschichte seiner Deutung, seine Botschaft/sein Programm, seine Einmaligkeit, sein Tod und seine Auferstehung), die Kirche, christliches Ethos und Nachfolge – grundlegend fremd. Das heißt, sein Anliegen, den Zeitgenossen und Zeitgenossinnen den Kernbestand des Christentums in einer veränderten Sprache, unter Zuhilfenahme anderer Denkformen und in Gestalt eines historisch abgesicherten Expertenwissens zu vermitteln, wird mit Skepsis betrachtet. Der gewollte und radikale Bruch mit der „Tradition“ gewohnter Sprachmuster und Denkmodelle „zerstört“ in den Augen seiner schärfsten Kritiker „den Glauben“, stellt einen dogmatischen „Kahlschlag verheerenden Ausmaßes“ dar, der nicht nur „dogmatisch unsauber“ arbeitet, sondern letztlich „die Wahrheit preisgibt“, um am Ende Vieldeutigkeit und Ambivalenz zum Prinzip zu erklären<sup>3</sup>.

Daher gilt es Küngs Buch als Unternehmen offenzulegen, das den Wahrheitsgehalt des Geglauten dem „Zeitgeist“ (in einem „wahrheitsvergessenen Anbiederungsstreben“ an die „Gefälligkeitsgesellschaft“<sup>4</sup>) und so seine Gehalte letztlich der anthropologischen Plausibilität (einem „platten Humanismus“<sup>5</sup>) und damit der Beliebigkeit opfere. Die deutsche Bi-

schlofskonferenz kritisiert das Buch übrigens unmittelbar nach seinem Erscheinen heftig: Es leugne, dass Jesus der menschgewordene Gott sei. Man kontert also mit der gewohnten, dogmatischen Kirchensprache, der Küng explizit und bewusst ein historisch-kritisches und existentielles Konstatieren gegenüberstellt – eine Gesprächskonstellation, in der das Scheitern schon vorprogrammiert ist.

An diesem Argumentationsduktus der Kritiker hat sich bis heute übrigens wenig geändert. So konstatiert Michael Karger in seinem Nachruf auf Küng in der *Tagespost* vom 7. April 2021: „Was lehrt Küng eigentlich? Nichts anderes als das Programm der Moderne, weshalb sie ihm auch so gewogen war: Fortschrittlichkeit an sich ist sein allumfassender Wertmaßstab. Glaubenssätze werden zu Hypothesen herabgestuft. Sie sind nur noch unverbindliche Deutungsvorschläge, die im Interesse der Fortschrittlichkeit überboten werden müssen. Wesensaussagen werden durch funktionalistische Äquivalente ersetzt und damit zum Verschwinden gebracht. Die Trinitätslehre, die Lehre vom Gottmenschen Jesus Christus, sein stellvertretender Opfertod, das Ehesakrament, das Weihenpriestertum werden aufgelöst. Wahrheitsansprüche an sich sind intolerant und fundamentalistisch. Gott wird zur Funktion des Menschen.“



Hans Küng (1973). Bereit für die Welt von heute. Zweites Vatikanisches Konzil (1962–1965)

## Ein anderer Blick

Aber es gibt auch die anderen. Sie schätzen Küngs bewusstes Hinausgehen über die „offizielle Lehre“ hinaus und seinen offenen Blick auf das, was heutige Menschen bewegt, die auf der Suche sind. Für sie ist das Buch geschrieben, um die Lehre von Jesus Christus in moderner Sprache zu erklären. Oder – im O-Ton: Das Buch ist verfasst „für alle, die sich, aus welchen Gründen auch immer, ehrlich und aufrichtig informieren wollen, um was es im Christentum eigentlich geht ... Es ist also geschrieben für Christen und Atheisten, Gnostiker und Agnostiker, Pietisten und Positivisten, laue und eifrige Katholiken, Protestanten und Orthodoxie“ (*Christ sein* 13). Allen begegnet Küng mit dem Respekt dessen, der weiß, dass auch „Glaubende den Zweifel mit im Gepäck tragen“<sup>7</sup> und in diesen Zweifeln und Fragen ernst genommen werden wollen, und er stellt sich dieser Herausforderung auch und gerade dadurch, dass er für die an der religiösen Frage Interessierten schreibt.

Schon Karl Rahner hatte in seiner Besprechung des Buches dabei zu Recht festgehalten: „Wenn man sich diesen Leserkreis realistisch vorstellt und vor allem die nicht-fachtheologischen ‚gebildeten Katholiken‘ ins Auge faßt, dann wird man sagen müssen, daß, was Küng an Einsichten und

Überzeugungen christlicher Art seinen Lesern zu vermitteln sucht, weit über das hinausgeht, was man bei diesen Lesern als selbstverständlich gegeben voraussetzt“<sup>8</sup>. Und so würdigt Rahner die aufbauende Funktion und positive Mission einer „Darstellung der Substanz des Christentums, des unterscheidend Christlichen“ für jene Leser, „für die im großen und ganzen all das weder selbstverständlich noch sicher ist ... sie finden zu mehr Christlichem Zugang, als sie es bisher fanden“<sup>9</sup>.

## Gestern und heute

Das ist ein heuristisches Unternehmen, das unter den Bedingungen der späten Moderne, also des Christseins im 21. Jahrhundert, sicher noch weit komplexer und herausfordernder geworden ist. Vielleicht könnte man sogar vermuten, dass gerade an den notwendigen „Voraus-Setzungen“ des Buches, den religiös interessierten und gebildeten Lesenden, die Zeit vorbei gegangen ist. Nicht dass unsere Zeit ein solches Unternehmen nicht mehr notwendig hätte – das vielleicht sogar mehr denn je. Aber es scheint, als wäre Küngs Werk durch die von ihm selbst gesetzte Epistemologie ein- bzw. überholt worden.

Denn bekanntlich ist es gerade das Ernstnehmen der Geschichtlichkeit, also Zeitverwobenheit, Kontingenz menschlichen Denkens, Vorstellens

und Handelns und damit auch aller theologischer Ausdruckformen und Modelle, das in Küngs *Christ sein* epistemologisch wie argumentativ von grundlegender Bedeutung ist. Daher fällt in heutiger Perspektive sicher ins Auge, dass sich manch Detailwissen inzwischen mitunter auch grundlegend verändert hat; Küngs historisch-kritisch vergewisserte Analysen tragen also – obgleich dem damaligen *common sense* entsprechend – einen „Zeitstempel“, ebenso wie die als „Negativfolie“ stets präsente (neuscholastische) „steril-abstrakte“ Schultheologie.

Letzteres führt in der Folge dazu, dass Küngs Denken und Sprechen gerade durch das Bemühen um Korrektur dieser Denkform und durch permanente Absetzbewegungen davon geprägt ist. Das färbt die Darstellung, forciert ihre mitunter kritisch-polemische Stoßrichtung samt der daher häufig antithetischen Argumentationsstruktur. Die Frage der Zeitbedingtheit schwebt letztlich aber über dem ganzen Unternehmen des *Christ seins*.

Küng entwickelt in *Christ sein* bekanntlich eine im Stile einer dezidierten „Christologie von unten“ verfassten vor der historischen und philosophischen „Vernunft“ verantworteten Rede über Jesus von Nazareth als dem Christus, die konsequent beim Menschen Jesus von Nazareth ansetzt und



sich auf die historisch-kritische Bibelforschung stützt. Er versucht damit, so Hermann Häring, „die klassisch-metaphysische Christuslehre historisch zu verantworten, so vom Kopf auf die Füße zu stellen und Interessierten verständlich zu machen, worum es in der Lebenspraxis Jesus geht“<sup>10</sup>. Dabei soll „die vor-kirchliche Gestalt Jesu ... ohne naive spätere Überfremdung ans Licht“ kommen, die „Wandlungen des Christusglaubens“ sollen „kulturell eingeordnet“ und vor allem der „Kern des Christusglaubens als ‚Nachfolge‘ in seiner lebenspraktischen Relevanz“ offengelegt werden<sup>11</sup>: In der Nachfolge Jesu Christi kann der Mensch in der Welt von heute wahrhaft menschlich leben, handeln, leiden und sterben: in Glück und Unglück, Leben und Tod gehalten von Gott und hilfreich den Menschen (594).

## Zum Kern dringen

Küng spielt dabei die alten Formeln nicht einfach gegen ein historisch rekonstruiertes Jesusbild aus, sondern versucht eine Neuinterpretation der altkirchlichen Dogmen auf die Bedeutsamkeit des konkreten Jesus von Nazareth hin. Weiß er doch – vielleicht viel besser als jene übereifrigen „Hüter der Orthodoxie“ mit ihrem „Pochen auf bestimmte Formeln und Sätze“ –, dass deren „Nennung allein ... noch nicht automatisch die ‚Sache‘“ vermittelt, sondern diese eben der Auslegung und Vermittlung bedarf.<sup>12</sup> Küng schlägt deshalb vor, „neue Wege der Übersetzung und des Verstehens zu versuchen. Denn wenn und zumal der Hellenismus nicht die ursprüngliche Vorstellungswelt des Christentums ist, warum sollen dann weitere Inkulturationsprozesse verboten sein, zumal dann, wenn die Symbolkraft der elementaren Worte dieselben bleiben können?“ So wird, so Hermann Häring summierend, das „überholte klassisch-metaphysische Rahmenkonzept ... in ein ontologisches Konzept überführt, das nicht mehr überzeitlich an ‚Sein‘ und ‚Wesen‘, sondern geschichtlich an ‚handeln‘ und ‚erfah-

ren‘ orientiert ist. In der Tat lässt sich Küngs Ontologie als eine Handlungs- und Beziehungsontologie charakterisieren“<sup>13</sup>.

Küng legt damit eine „Verständigung über den Kern des christlichen Glaubens“ vor, die sich konsequent an der offenen Sprechweise der Bibel orientiert, um die ursprüngliche Perspektive des Neuen Testaments wiederzugewinnen. Die Frage nach der Bedeutung des christlichen Bekenntnisses wird „narrativ“ zu beantworten gesucht. Daher wird in „großen Schritten ... ‚Das Programm‘ ... Jesu herausgearbeitet: Der gesellschaftliche Kontext: die Stellung zum ‚Establishment‘ und die verändernde Kraft des Wirkens Jesus; die Abgrenzung gegen politische Revolutionäre wie gegen elitäre Emigration aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die provokatorische Kraft der ‚Ethik‘ Jesu. Das Zentrum der Botschaft von der Gottesherrschaft als Einweisung in die Gegenwart unter dem Willen Gottes und im Blick auf die absolute Zukunft Gottes und vor allem die humanisierende Kraft der Gottesherrschaft. Aus Botschaft und Wirken Jesu entwickelt Küng so eine funktionale Christologie, deren Schlüsselwort (dem sich eine Reihe ähnlicher an die Seite stellen ließe) der ‚Sachwalter‘ Gottes ist: Jesus ist nicht bloß Sachkundiger wie die Schriftgelehrten; er steht am Platz Gottes“<sup>14</sup>.

## Am Kern vorbei?

Von Anfang an haben die mit einem solchen Ansatz und seinen Konsequenzen verbundenen, epistemologischen Herausforderungen Widerspruch und Nachfragen ausgelöst: „Re-konstruktion, auch die geglückteste, ist immer Konstruktion“, so formuliert kein Geringerer als Joseph Ratzinger<sup>15</sup> seine grundlegende Skepsis dem Küng'schen Ansatz einer „Christologie von unten“ gegenüber und stellt damit die Frage nach dem Verhältnis von historischer Rekonstruktion und Wahrheitsanspruch, von Historie und Dogma und nach dem Verhältnis

von Plausibilität und Glaubwürdigkeit. Walter Kasper nimmt dagegen jene zentrale Denkform Küngs, die „traditions- und autoritätskritische[-] neuzeitliche[-] Subjektivität“ als entscheidendes Kriterium der Glaubwürdigkeit kritisch in den Blick.<sup>16</sup> Die eigentliche Stoßrichtung beider Anfragen an den Küng'schen Ansatz ist die gleiche: Finden die Dekonstruktionen und Rekonstruktionen Küngs „im Vorhof der Heiden“ statt, dienen also der *credibilitas*, der Bewahrheitung des Geglauten „nach außen“, oder wird jene unter der Hand zum Wahrheitskriterium des Christentums schlechthin? Aus heutiger Perspektive würde man wohl eher die Frage stellen, ob und wie beides denn adäquat zu unterscheiden wäre.

Ähnliches gilt für den hermeneutischen Grundansatz, die klassischen dogmatischen Denkformen und Sprachmuster durch Aktualisierung und Existentialisierung dem modernen Menschen zu erschließen und so besser versteh- und annehmbar zu machen; das heißt ein Christusbild historisch auszuarbeiten, das sich als tragfähig für ein modernes Christsein erweist.

Schon Karl Rahner hatte in seiner Rezension zu Küngs *Christ sein* dazu kritisch angemerkt: „Mir will scheinen, dass zwischen dem Jesus, den Küng historisch entdeckt und darstellt, und uns heute bei Küng nur eine Theologiegeschichte, nicht aber eine eigentliche Glaubensgeschichte der Kirche liegt, dass diese bloße Theologiegeschichte dann für ihn letztlich doch keine fundamentale Normativität hat, nur an dem gemessen wird, was Küng selbst an Jesus entdeckt hat“<sup>17</sup>. So fragen Georg Essen und Thomas Pröpper in einem Beitrag zu *Aneignungsprobleme[n] der christlichen Überlieferung*, ob sich die Aufgabe der Theologie schon darin erfüllt, 1. nach dem biblisch berichteten „Ereignis selbst“ und 2. nach seiner „Bedeutung für die Gegenwart“ zu fragen und dann „eine unmittelbare Korrelation zwischen der biblischen Sprache und den gegenwärtig



Karl Rahner (1974). Papst Johannes Paul II. und Joseph Ratzinger (1995).

abrufbaren Verstehensmöglichkeiten herzustellen“<sup>18</sup>? Lässt sich also „eine echte ‚Naivität‘ des Ursprungs“ wirklich nur durch „Unterschlagen der geschichtlichen Denkbemühungen“ wiedergewinnen?<sup>19</sup>

## Glaube braucht Geschichte

Dass Überlieferungsprozesse, Dogmengeschichte und christologische Lehrentwicklung wohl stets kritisch hinterfragt werden müssen, steht kaum in Frage. Die viel komplexere Problematik besteht indes darin, ob sie so einfach übersprungen werden können. Das zeigt die Tatsache, dass manche Fragen erst „im Prozess der Glaubensüberlieferung mit Vehemenz und Sachlogik“ auftauchen, dass man Geschichte weder bagatelisieren noch verschweigen darf, will man gerade die Geschichtlichkeit des Glaubens wirklich ernst nehmen.<sup>20</sup> Seine Geschichte selbst gehört doch zur Wahrheit des Glaubens dazu. Wer ihn zum zeitlos sterilen Abstraktum stilisiert, desavouiert ihn. Wer also Theologie- und Dogmengeschichte ausblendet, läuft Gefahr, zentrale Aspekte, die erst theologiegeschichtlich, in einem bestimmten Kontext oder einer bestimmten, das heißt aber auch kontingenten Denkform in ihrer Relevanz erkannt wurden, gar nicht zu Gesicht zu bekommen. So gesehen tragen wir den Schatz des Glaubens eben

nur in zerbrechlichen Gefäßen – eine Erkenntnis, die doch geradezu das Grundprinzip von Küngs *Christ sein* darstellt, und an den sich daran festmachenden Herausforderung kommt auch eine intellektuell redliche Theologie im 21. Jahrhundert nicht vorbei.

Es geht Küng darum, den Sprachbarrieren der klassischen theologischen Formeln und der „ekklesiologischen Verschlüsselungen“ (so ein Ausdruck von Johann Baptist Metz) des sie prägenden Sprachduktus entgegen zu wirken, um so die kirchliche Sprachkrise zu überwinden und eine neue theologische Sprache zu finden.

## Neue Schläuche

Genau das macht die Relevanz des Küng'schen Ansatzes bis heute aus. Denn die Sprach- und Verkündigungs-krise stellt auch heute das eigentliche „Schattenthema“ der aktuellen Rede von der Glaubens- und der Gotteskrise dar. So mancher vermutet darin eine Art „Sprachklerose“, eine religiöse und kulturelle Erschöpfung größeren Ausmaßes. „Es sieht so aus“, so formuliert Hubertus Halbfas provokativ, „als sei die Zeit der griechisch inkulturierten Kirche abgelaufen. Damit ist jene Kirche gemeint, die sich bereits in der ersten Generation ihres Bestehens, noch bevor sie gegenüber ihrem jüdischen Herkunftsbereich [eine] eigene Identität entwickeln konnte, in hellenistische Denkmuster übersetzte. Ge-

rade die mit griechischen Denk- und Vorstellungsmitteln geschaffene Glaubenswelt erlebt einen Sprach- und Verständigungszerfall, der die kirchliche Rede ins Leere gehen lässt.“<sup>21</sup>

Manchmal bleibt die Sprache der Toten einfach tot: „Inzwischen befinden sich alle grundlegenden und zentralen Begriffe des christlichen Glaubens außerhalb des regulären Verständigungsrahmens unserer Zeit ... Das Verfallsdatum solcher Glaubensbegriffe ist längst überschritten“, so Ludger Verst<sup>22</sup>. Der Sprachverlust wird kirchlich bestenfalls ignoriert, in der Regel aber – so Johann Baptist Metz – durch verblüffungsresistentes und damit erschütterungsfreies Katechismuswissen mühselig verbrämt.<sup>23</sup>

Nicht erst Erik Flügge zieht in seinem Buch *Der Jargon der Betroffenheit* daher das Resümee, dass Kirche „an ihrer Sprache verreckt“; christliche Gottesrede, insbesondere die eingehegte, amtliche, letztlich ins Leere läuft, weil sie keine Resonanz mehr erzeugt. Was bei Flügge so postmodern salopp daherkommt, ist indes nicht wirklich neu und trifft vielleicht auch nicht wirklich den Kern des Problems. Der Lyriker Paul Konrad Kurz hatte schon in den 1990er Jahren mit unverkennbarer Schärfe analysiert: „Das Verhältnis von (relativ) statischer Kirche und dynamischer Welt erzeugt aus sich ein Gottesproblem“<sup>24</sup>. Der „ins Leben fließende Gott Abrahams“ wird durch



seine kirchlichen Verkündiger „kanalisiert“, „in Orthodoxie, enggeführt, aufgestellt, geufert in kirchlichen Konkretionen. Der Wegegott wird eingesperrt in Denk- und Verhaltensschemata. Er musste sich niederlassen als Ansässiger, dem die Verwaltung über die Schulter schaut.“ Ist folglich die Gotteskrise in aufgeklärten Gesellschaften vielleicht (nur) „die Krise des Kirchengottes, des fixierten, katechetisch abgepackten, obrigkeitlich überwachten, zensurierten, verwalteten Gottes“<sup>25</sup>, und daher dadurch zu lösen, dass ihre verknöcherte, allzu gewisse Gottesrede abgelöst wird durch eine erfahrungsgesättigte, weltfromme, viatorisch-subjektive Rede, die die Fraglichkeit ebenso ernst nimmt, wie ihre innere Störungsanfälligkeit und Brüchigkeit?

Nicht nur! So ergänzt Kurz: „Der verstädterte Mensch kann keinen Wüstengott erfahren“, daher nötigt die Gottesfrage heute zur existentiellen Anstrengung: „Der Denkende muß in seinem Denken, der Fragende mit seinen Fragen viel Gottesarbeit leisten, um in seinem Bewußtsein Gott Platz einzuräumen ... Religion und Gottesglaube verlangen dem zu höchstem und tiefstem Bewußtsein begabten intensive Bewußtseinsarbeit ab“<sup>26</sup>. Glaubenssprache und Gottesrede heute wollen erarbeitet werden.

Küngs *Christ sein* ist ein solches Stück „Arbeit“. Küng reagiert auf jene Versuche der Moderne, ihre metaphysische Obdachlosigkeit zu bearbeiten, sich selbst also mit der Frage zu konfrontieren, ob sie durch die für alle Aufklärung notwendige Emanzipation des Denkens vom Glauben nicht auch eine tragfähige Basis der Würdigung und Wertung des Menschen aufgibt, indem sie die biblische Setzung von Gottesebenbildlichkeit und Inkarnation, also eben das nervöse Zentrum des jüdischen bzw. christlichen Erbes einfach über Bord wirft.

Es ist kaum zu leugnen, dass die säkulare Vernunft seither damit beschäftigt ist, die im christlichen Bekenntnis zur Menschwerdung Gottes

liegende unüberbietbare Würdigung des Menschen auf andere Weise wieder einzuholen, ohne mit diesen Versuchen je an ein Ziel zu gelangen. Dies gilt es auch heute für jede Theologin und jeden Theologen ernst zu nehmen, denn darunter kann man auch heute die Gottesfrage nicht verhandeln und nach Lösungswegen aus der Krise suchen! Im Vorwort zu *Die Kirche* (1967)<sup>27</sup> hatte Küng schon zu Recht vermerkt: „Die Gottesfrage ist wichtiger als die Kirchenfrage. Aber vielfach steht die zweite der ersten im Wege. Das müßte nicht so sein. Und hier soll der Versuch gemacht werden, zu zeigen, daß es nicht so sein muß.“<sup>28</sup> Die Aufgabe, die Küng dann angeht, lässt sich am besten anhand der fast schon euphorisch zu nennenden Sätze aus der (wenngleich kritischen) Rezension zu *Die Kirche* aus der Feder Hans Urs von Balthasars skizzieren: „Küng leistet als Ausmister ganze Arbeit, er gleicht einem Herkules im Augiasstall oder einem blöcketürmendenden Zyklopen“<sup>29</sup>.

## Hindert die Kirche auf dem Weg zu Gott?

So mutet es in heutiger Perspektive vielleicht seltsam an, dass es letztlich die als „unzureichend“ bewertete Christologie in *Christ sein* und nicht seine Kirchen- und Lehramtskritik ist, die am Ende zum Entzug der Lehrerlaubnis für Hans Küng führt. Indes steht die Kritik an der „theologischen Methode“ Küngs stets im Hintergrund, die gerade das „Dogma“ auf seine Tauglichkeit und „Nützlichkeit“ im Sinne von „Fruchtbarkeit“ prüft: Taugt es noch dazu, heute noch Glaube zu begründen und zu ermöglichen? Die daraus folgenden Konsequenzen sind im 2021 vielleicht noch schmerzlicher spürbar. Denn die – gerade auch strukturell begründete – sogenannte „Kirchenkrise“ gewinnt ungeahnte Ausmaße, und man erkennt nun, „was passiert, wenn die konkrete Sozialgestalt der Kirche es vielen Menschen verunmöglicht, sich auf den Weg zu Gott zu machen“; darin liegt heute „das eigentlich Drama-

tische der Kirchenkrise“<sup>30</sup>. Gerade die veränderte Artikulation der Gottesfrage in der späten Moderne bedingt doch, dass man „die Kirche nur dann mit der Frage nach Gott, ja Gott selbst nur dann mit der Kirche identifiziert, wenn man sie als einen Ort vermutet, an dem die Gottesfrage in ihrer ganzen Ambivalenz und damit als Frage angesichts der konkreten Lebenswirklichkeiten der Menschen von heute gestellt werden darf und wird“<sup>31</sup>.

Hier treten die ekklesiologischen Desiderate einer katholischen Kirchenreform, aber auch die kirchliche Sprachlosigkeit wie unter einem Brennglas zu Tage. Eine Sprachlosigkeit, die letztlich einer zunehmend sichtbar werdenden kirchlichen Berührungsangst vor dem modernen Menschen entspringt und in eine sektiererische Mentalität abzugleiten droht, die einem Marsch ins Ghetto gleichkommt. Er wird allenfalls durch eine zelos angehäufte Bekenntnissprache und eine verständigungsunfähige Militanz mühselig verbrämt.<sup>32</sup> So finden sich jene klassischen Fragen wieder, die Hans Küng gerade in seinem Buch *Christ sein* bewegen. Sie werden heute immer mehr zu existentiellen Grundfragen an die katholische Kirche, an das Christ sein im 21. Jahrhundert.

Im Rückblick erscheint daher die in *Christ sein* beschrittene Aufgabe, im Sinne einer „Arbeit“ an einer „Sprachlehre“ des Glaubens für Zeitgenossinnen und -genossen wie ein Ringen um die Glaubwürdigkeit der Kirche, heute vielleicht noch wichtiger als vor nunmehr fast 50 Jahren. Es steht angesichts des damaligen Erfolges dieses Buches außer Frage, dass Hans Küng für „sehr viele Gläubige und nach dem Glauben Suchende und Fragende ..., für solche, die dem Glauben interessiert oder kritisch oder zweifelnd gegenüberstehen, ... zum Symbol einer offenen Kirche geworden [ist], die fähig ist, ihre Grenzen immer wieder auf die Begegnung mit dem modernen Bewusstsein des Menschen hin zu überschreiten, ohne dabei ihre Identität zu verlieren“<sup>33</sup> –



Medard Kehl spricht anschaulich von der „missionarischen Potenz“ des „Autors Küng“<sup>31</sup>. Daher ist eine Konsequenz nicht von der Hand zu weisen: „Die institutionelle Distanzierung, welche das Lehramt durch den Entzug der Lehrbefugnis vollzogen hat, ist faktisch doch so gravierend und weittragend, dass sie eine auch nur partielle Identifizierung der Kirche mit dem missionarischen Dienst Küngs kaum [mehr] erkennen lässt. Dadurch werden zwar nicht die Popularität und der Einfluss Küngs gemindert, wohl aber die Indienstnahme einer seltenen Begabung als (durchaus mühsames) Charisma in der Kirche. Bei allem Respekt vor der Entscheidung des Lehramts, bei allem Verständnis auch für die Gründe dieser Entscheidung – ein stärkeres In-Betracht-Ziehen des zweiten ekklesiologischen Grundprinzips („Kirche für die anderen“) hätte möglicherweise doch zu einer Entscheidung geführt, die der Sache der Kirche und ihrer Einheit im Glauben mehr gedient hätte“<sup>35</sup> – ein Resümee, dem man auch heute nichts mehr hinzufügen muss.

- <sup>1</sup> Kehl, Medard: *Theologische Anmerkungen zum Fall Küng*, in: *Theologisches Jahrbuch* (1982) 198–219; 198.
- <sup>2</sup> Tück, Jan-Heiner: *Die Wahrheit bleibt umstritten*, in: *NZZ* 12.12.2007.
- <sup>3</sup> Vgl. zu den einzelnen Vorwürfen insbesondere Leo Scheffczyk in seinem, unter dem Titel *Aufbruch oder Abbruch des Glaubens. Zum Buch H. Küngs „Christ sein“* (Stein am Rhein 1976) veröffentlichten Verriss des Buches von Hans Küng.
- <sup>4</sup> Scheffczyk [Anm. 3] 48. <sup>5</sup> Ebd.
- <sup>6</sup> [www.die-tagespost.de/kirche-aktuell/weltkirche/hans-kueng-der-gegenpapst-art-217285](http://www.die-tagespost.de/kirche-aktuell/weltkirche/hans-kueng-der-gegenpapst-art-217285) (Stand 01.11.21).
- <sup>7</sup> Striet, Magnus: *Was ist „katholisch“? Ein Bestimmungsversuch im Horizont „der“ Moderne*, in: Heimbach-Steins, M./Kruip, G./Wendel, S. (Hg.): *Kirche 2011: Ein notwendiger Aufbruch. Argumente zum Memorandum*. Freiburg 2011, 58–70, 68.
- <sup>8</sup> Rahner, Karl: *Rezension zu Hans Küng, Christ sein*, in: *Theologie der Gegenwart* 2 [1975] 80–87, 82.
- <sup>9</sup> Ebd. 82f.
- <sup>10</sup> Häring, Hermann: *Gehalten von Gott – engagiert für die Menschen – Eine Rückschau auf Hans Küng „Christ sein“*; [www.hjhaering.de/gehalten-von-gott-engagiert-fuer-die-menschen-eine-rueckschau-auf-hans-kueng-christ-sein/](http://www.hjhaering.de/gehalten-von-gott-engagiert-fuer-die-menschen-eine-rueckschau-auf-hans-kueng-christ-sein/) (Stand 01.11.21). <sup>11</sup> Ebd.
- <sup>12</sup> Vgl. Schneider, Theodor: *Zur Trinitätslehre*, in: *Diskussion über Hans Küngs „Christ sein“*. Mainz 1976, 95–104, 97.
- <sup>13</sup> Häring [Anm. 10].
- <sup>14</sup> Raffelt, Albert: *Aspekte gegenwärtiger Christologie. Ein Literaturbericht*, in: *Lebendige Seelsorge* 28 (1977) 34–40, 37.
- <sup>15</sup> Ratzinger, Joseph: *Wer verantwortet die Aussagen der Theologie?* in: *Diskussion über Hans Küngs „Christ sein“*. Mainz 1976, 7–18, 11.
- <sup>16</sup> Kasper, Walter: *Christsein ohne Tradition*, in: *Diskussion über Hans Küngs „Christ sein“*. Mainz 1976, 19–34, 31.
- <sup>17</sup> Rahner [Anm. 8] 86.
- <sup>18</sup> Essen, Georg/Pröpfer, Thomas: *Aneignungsprobleme der christologischen*

*Überlieferung: hermeneutische Vorüberlegungen*, in: Laufen, Rudolf (Hg.): *Gottes ewiger Sohn. Die Präexistenz Christi*. Paderborn 1997, 163–178, 167.

- <sup>19</sup> Schneider [Anm. 12] 100.
- <sup>20</sup> Vgl. ebd.
- <sup>21</sup> Halbfas, Hubertus: *Traditionsbruch und Neubeginn. Paradigmenwechsel am Ende der überlieferten Kirchengestalt*, in: Pfeiffer, W. (Hg.): *Orientierung aus Religion und Gesellschaft. Rückblick über 30 Jahre theologische Erwachsenenbildung*. Norderstedt 2011, 86–102, 92.
- <sup>22</sup> Verst, Ludger: *Besprechung zum Buch von Erik Flügge, Jargon der Betroffenheit*: [www.feinschwarz.net/credo-ergo-wortdurchfall/](http://www.feinschwarz.net/credo-ergo-wortdurchfall/) (Stand 01.11.21).
- <sup>23</sup> Vgl. Metz, Johann Baptist: *Memoria passionis. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft*. Freiburg 2011, 115.
- <sup>24</sup> Kurz, Paul Konrad: *Gott in der modernen Literatur*. München 1996, 234.
- <sup>25</sup> Ebd. 231. <sup>26</sup> Ebd. 260.
- <sup>27</sup> Küng, Hans: *Die Kirche*, in: Ders. u. a. (Hg.): *Sämtliche Werke, Bd. 3: Kirche*. Freiburg 2015, 103–582. <sup>28</sup> Ebd. 106f.
- <sup>29</sup> v. Balthasar, Hans Urs: *Erbe als Auftrag*, in: Häring, H./Kuschel, K.-J. (Hg.): *Hans Küng, Weg und Werk*. München 1978, 65–74, 65.
- <sup>30</sup> Müllner, Ilse: *Das Memorandum „Freiheit“ und seine kommunikativen Horizonte*, in: Könemann, Judith u. a. (Hg.): *Das Memorandum. Positionen im Für und Wider*. Freiburg 2011, 134–141, 137.
- <sup>31</sup> Striet [Anm. 7] 62.
- <sup>32</sup> Vgl. Metz [Anm. 23] 115.
- <sup>33</sup> Kehl [Anm. 1] 379f.
- <sup>34</sup> Vgl. ebd. 383. <sup>35</sup> Ebd. 384.



Prof. Dr. Johanna Rahner

seit April 2014 Professorin für Dogmatik, Dogmengeschichte und Ökumene an der Kath.-theol. Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen und Direktorin des dortigen Instituts für Ökumenische und Interreligiöse Forschung.